Die Schule des Sehens ist ein Schweinestall

Die Nutztier-Dokumentation „Gunda" erteilt dem anthropomorphen Blick eine Absage

Als jeder von uns noch klein, doof und schmatzend im Kinderwagen lag und herumgefahren wurde, da war Weltanschauung eine übersichtliche Sache. Es gab Licht und Schatten. Es gab Menschen und Tiere. Bäume und Gras. Geräusche, von denen sich einige erst viel später als „Wörter" herausstellen sollten. Stoffe gab es und Bewegungen. Aber noch keine Geschichten. Das Schauen war eine Hauptbeschäftigung, bevor wir uns dann immer besser wissend auseinanderdividiert und abgewandt haben.

VON COSIMA LUTZ

Dieser Hinweis aufs Vorsprachliche muss „Gunda" vorausgeschickt werden, denn das neue Werk des russischen Dokumentarfilmers Victor Kossakovsky kommt diesem beinahe vergessenen Zustand schon erstaunlich nahe. Der Regisseur, der zuletzt 2019 mit „Aquarela" dem Wesen des Wassers nachspürte, erzählt auch diesmal keine Geschichte. Er verwendet kein einziges Wort. Zeigt, anders als in „Aquarela", nicht einmal Menschen.

Stattdessen erzeugt sein Film einen Flow des Schauens auf etwas denkbar Unsensationelles: auf Borsten und Flaum, auf Federn und Huf und Vogelkralle, auf Gras und Stroh und Schlamm. Und es ist, als sehe man das alles zum allerersten Mal.

Es geht schlicht um ein Mutterschwein, das gerade „abgeferkelt" hat, wie das in der Fachsprache heißt. Und um ein paar Hühner und Rinder. Um die Dreieinigkeit des täglichen, wohlstandsgesellschaftlichen Fleischverzehrs also.

Doch keine Sorge: Obwohl Joaquin Phoenix, Tierschützer und Veganer, diese norwegisch-amerikanische Koproduktion mitverantwortet, presst der Film die tierischen Protagonisten nicht in die anklagende Dramaturgie eines putzigen Plädoyers für Currywurstverzicht. Er lässt, in gleißendem, sattem Schwarzweiß, nur sehen.

Da liegt also Gunda in der Stalltür, ein paar Ferkel klettern über ihren Kopf nach draußen. Wollen wieder rein. Drinnen: Scharf einfallendes Licht im sonst dunklen Stall spielt auf den Borsten, als gäbe es da ein Geheimnis zu entdecken oder auch nicht.

Wir sehen ein helles Paar Augen, einen beweglichen Steckdosenrüssel und feine Fellbüschel, die aus ziemlich großen Ohren wachsen. Schwenk übers Stroh, über die winzigen, laut schmatzenden, an den Zitzen zappelnden Jungen. Das mächtige Muttertier grunzt – oder verweist absichtsvoll auf die Gemachtheit auch dieses Tierfilms, der im Unterschied zu anderen weiß, dass er seinem Sujet einen Zustand ewiger Gegenwart nur andichten kann.

Für Letzteres spricht auch eine Sequenz, in der eine Rinderherde in Zeitlupe über eine Weide galoppiert. Dazu zwitschern Vögel in normalem Tempo. Kann nicht sein, es ist wie im Traum. Doch das passt: Denn diese Rinder sind, anders als die Ferkel, vermutlich weniger idyllisch aufgewachsen und dürfen jetzt auf einem Gnadenhof (wie wir im Nachspann erfahren) ein paradiesisch entrücktes Jenseits auf Erden erleben.

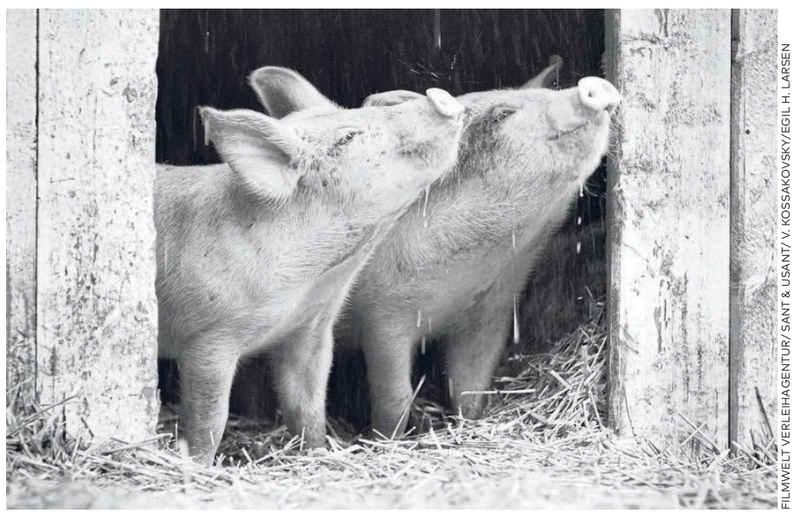
Ähnlich wie der kürzlich in Cannes gezeigte Film „Cow" der britischen Regisseurin Andrea Arnold über den Alltag einer konventionell gehaltenen Kuh, fordert „Gunda" nichts und vermenschlicht die Tiere schon mal gar nicht. Beide zeigen Tiere als Wesen, die, nicht anders als wir, ihre vorgegebene Welt erkunden und ihren Platz darin.

Doch während „Cow" schon im Titel vom „Persönlichen" absieht und sich puristisch und direkt gibt, ist „Gunda" der menschliche Zugriff aufgeprägt wie Name und Ohrmarke. Während in „Cow" im Hintergrund Leute wie harmloses Beiwerk aufmunternd auf die Tiere einreden, bleibt in „Gunda" unsere allmächtige Spezies unsichtbar. Das Menschliche: unheimlich.

Einmal wechselt der Film fast das Genre. Ein Käfig voller Hühner wird im Gras abgesetzt, ein Hahn öffnet zögernd die Tür ins Freie und tritt hinaus. Ihm folgen zaghaft die anderen. „Gunda" verwandelt sich da kurz in ein Kriegsdrama: Wie Soldaten auf unbekanntem Terrain tasten sich die Versehrten im Unterholz voran. Zerrupft wie sie sind, fristeten sie ihr bisheriges Leben offensichtlich in einer Legebatterie.

Leinwandgroß senkt sich einmal ein Hühnerfuß unendlich langsam ins noch nie gespürte weiche Gras. Dass einen ein Hühnerfuß mal so rühren kann! Vielleicht, weil das jetzt jeder selbst ein bisschen kennt: Sich erstmals (wieder) mit Freunden ins Grüne zu setzen und das Rauschen des Blätterdachs zu hören, war das nicht auch wie ein Hinübertasten in etwas unwahrscheinlich Diesseitiges?

„Gunda" zu sehen ist wie eine doppelte Rückkehr: hin zum Anfang des Sehens und Vergleichens; und zum Anfang des Kinos, zum Stummfilm mit seinem ja ebenfalls fast vergessenen Beglückungspotenzial, sein Publikum eine Geschichte durch die Lust am Ergänzen



FILMWELT VERLEIHAGENTUR/ SANT & USANT/ V. KOSSAKOVSKY/EGIL H. LARSEN

Schweine als Wesen, die ihren Platz in ihrer Welt erkunden: Zwei Ferkel in „Gunda"

rhythmisch in tiefen Frequenzen, während die Kamera es wie einen fremden Planeten umkreist.

Die Bewegungen der Tiere scheinen unberechenbar, das Aus-dem-Bild-Fallen und wieder Hineingleiten, und zugleich schaffen es Kossakovsky und sein Ko-Kameramann Egil Haskjold Larsen, alles organisch aussehen zu lassen, wie eine absichtsvoll-absichtslose Choreographie.

Kein Gequassel aus dem Off erklärt, was wir da sehen, keine Musik, was wir fühlen sollen. Niemand unterstellt der Sau die Nettigkeit eines Schweinchens namens Babe. Dass sie Gunda heißt, bleibt Behauptung, denn nie ist zu hören, dass jemand ihren Namen ruft.

Zugleich passiert auf der Tonebene Irritierendes. Sounddesigner Alexandr Dudarev staffelt die Geräusche zwar naturalistisch auf, verschiebt sie aber immer wieder ins Imaginäre: Wenn im Frühling der Kuckuck schreit: okay. Wenn die Jungschweine schon fast ausgewachsen sind und der Kuckuck immer noch ruft, ist das entweder ein Versehen miterfinden zu lassen. Nicht umsonst empfanden manche den Tonfilm als eine Vertreibung aus dem Paradies.

Und so fährt auch in „Gunda" irgendwann ein Wagen vor. Das ständige Im-Auge-Behalten der Kleinen hat die Sau müde gemacht. Wie eine angestrengte Kinozuschauerin blinzelt sie, matt daliegend, zu den Jungschweinen, die schon ihre ersten fieseren Kämpfe miteinander ausfechten.

Denkt sie darüber nach, was einmal aus ihnen wird? Wir wissen es: Wurst. Nutztier bleibt Nutztier, diese Matrix gilt auch für „Gunda". Die Ferkel werden verladen, der Wagen fährt ab. Gunda sieht es, aber begreift es nicht.

Ihr minutenlanges Rufen ist noch nicht einmal das Herzzerreißendste in dieser Szene. Sondern ihr Lauschen dazwischen. Als friere das Filmbild ein, hält sie immer wieder inne, richtet die Ohren dorthin, wohin der Wagen verschwand, schaut in die unbegreiflich gewordene Weite und wartet, ob nicht doch noch Antwort kommt. So sieht es jedenfalls aus für den Menschen.

DIE SCHMALSPUR-ERZIEHUNG UNSERER KINDER

Früher wurde im Kindergarten gebastelt, gesungen, gereimt. Heute grassiert das „freie Spiel": Aus falsch verstandener Liberalität werden die Kinder sich selbst überlassen. Die Folgen: Kulturverlust, mangelnde Frustrationstoleranz, Mobbing

Frage ich meine Tochter, was sie vormittags im Kindergarten gemacht hat, ist die Antwort: „Ich habe mich mit Cosima gestritten und wieder vertragen und danach habe ich mich mit Lisanne verkracht. Jetzt ist sie wieder meine beste Freundin." Eine Art frühreifer Zickenkrieg ist die Beschäftigung unter den Mädchen. Die Jungs rangeln darum, wer bestimmen darf, wer etwas besser kann und wer toller ist. Es wird verhandelt, was cool und was nicht cool ist. Schon jetzt sagen die Kinder „Alter" und „Ey, ist mir doch egal" und das Sch...-Wort.

VON MONIKA WESSELING

Es kann sein, dass ich einer völligen Illusion unterliege und mir meine Erinnerung böse Streiche spielt. Aber ich glaube, dass unsere Kindergartenvormittage anders gefüllt waren. Ich habe in den 70er-Jahren einen Kindergarten in Westdeutschland besucht, und das hat sich mir ins Gedächtnis eingeprägt: „Mein rechter, rechter Platz ist frei, ich wünsche mir die Sophie herbei", „Armer schwarzer Kater", „Dreh dich nicht um, denn der Plumpsack, der geht rum", „Reise nach Jerusalem", „Häschen in der Grube".

Heute werden diese Kreisspiele kaum noch praktiziert. Angeleitete Spiele in der Gruppe sind ebenso gestrichen wie Sportunterricht oder Fußgängerführerschein. Selten wird überhaupt ein Kreis geformt, obschon das Kreisbilden ein uraltes Ritual aller Gesellschaften ist, das Menschen(kindern) ein Gefühl von Sicherheit und Halt gibt. Die aktuelle Devise in einem Großteil der Einrichtungen heißt Freispiel.

Konzeptbefreit und nach Lustprinzip kann sich das Kind auf Räume verteilen und dort aussuchen, was es machen möchte. Das „freie Spielen" ist die Alternative zu den angeleiteten Spielen, bei denen einige Dekaden zuvor Kulturtechniken und gesellschaftliches Miteinander eingeübt wurden.

Der – absichtliche oder unabsichtliche – Verzicht auf gemeinsam ausgeführte Spiele oder Aufgaben, die allen gleichzeitig gestellt werden, lässt sich übertragen auf Mal- und Basteltechniken. In den 70ern war es – zumindest in Westdeutschland – Standard, im Kindergartenalter mit unterschiedlichen Gestaltungstechniken vertraut gemacht zu werden.

Selbst in unserem abgelegenen Landkindergarten haben wir eine ganze Palette davon kennengelernt. In meiner Kindergartenmappe finde ich ein Selbstporträt und ein Bild mit meiner ganzen Familie, wie ich sie damals gesehen habe „in Buntstift". Abgepauste Herbstblätter und Schwungübungen in Form von Abgasen, die aus Autos strömen, sind dabei. Fische aus Falttechnik, die ich in eine selbst gemalte Unterwasserwelt geklebt habe, und große Schmetterlinge, die durch das Zusammenklatschen von zwei buntbepinselten Blatthälften entstanden sind, auch. Ich staune nachträglich, was alles in dieser Mappe ist, und kann mich dabei teilweise genau an die Entstehungsprozesse erinnern.

Nach mehr als zwei Jahren Kita hat meine Tochter kein „brauchbares" Bild mit nach Hause gebracht. Die Praktiken, die in meiner Kindergartenzeit „en vogue" waren, scheinen ausrangiert zu sein. Das Einstudieren von Liedern oder Reimen hat Seltenheitswert. Nach meinem Eindruck werden die Kinder überwiegend sich selbst überlassen.

Richtig bewusst wurde mir die „Schmalspur-Erziehung" während einer Kur, in der meine Tochter nach wenigen Vormittagsstunden in der Kindergruppe plötzlich Dinge vorzuspielen begann. Sie zeigte mir ein Stück mit zwei Händen über eine kleine Mäusefamilie. Jeder Finger war ein eigenes Mäusemitglied mit individuellen Eigenschaften. Sie sang auch Kinderlieder, zum Beispiel eins von einem Fisch, der allein im großen Meer schwamm und lieber in einen kleinen Teich wollte, „weil im Meer gibt es Haie und die fressen mich gleich". Es war neu, dass sie mit Freude etwas vortrug.

Auch Seilspringen und Schleifenbinden gehören nicht zum Repertoire, das Erzieher vermitteln. Ich kann mich an Sportstunden in einem Sportraum erinnern, bei denen Hula-Hoop-Reifen diagonal durch den Raum gerollt wurden, in denen wir Stelzen laufen geübt haben oder wie ein Hampelmann gesprungen sind.

Heute füllt uneingeschränktes Toben und Wetteifern die Zeit aus. Wer ist meine beste Freundin, wer ist cool? Wer besitzt was? Wo Leerstellen durch nicht angeleitete Spiele entstehen, ist viel Raum für Machtspiele. Wer der Boss ist und wer nicht mitspielen darf. Wer die Ansagen macht, wer mitläuft. Auf dem Spielplatz beobachte ich dreijährige Jungs, die auf dem Trampolin stehen und Sätze von sich geben wie: „Hier drauf dürfen nur die Coolen." Nicht umsonst ist das Mobbing heute ein viel größeres Thema in dieser frühen Phase.

Als wir mit einigen Müttern unseren Erzieherinnen vorschlugen, etwas „Komplexeres" wie etwa ein kleines Theaterstück einzuüben, antworten sie, die Kinder dürften selbst entscheiden, was sie machen wollen und ein Stück würde da meistens nicht durchgehen. Aber, erstens: Warum dürfen die Kinder das entscheiden? Und, zweitens: Woher sollen Kinder wissen, was möglich ist, wenn es ihnen nicht vorgegeben wird?

Regelspiel oder ein festes Angebot könnten wohldosiert die Frustrationstoleranz schulen. Von Schulkindern und später von Erwachsenen wird erwartet, dass sie gewisse Attribute mitbringen wie Teamfähigkeit. Oder dass sie Herausforderungen meistern können und nicht vor ihnen zurückweichen. Wir sollen Herausforderungen sogar lieben. Es stellt sich die Frage, wie das funktionieren soll. Das muss kollidieren.

Die jetzige Generation wächst so auf, dass sie bei jeder Herausforderung aufhören darf. Sie kann an den Aufgaben nicht mehr wachsen, weil sie keine Aufgaben mehr bekommt (dauernde vermeintliche Selbstbestimmung). Ist ihr eine Herausforderung zu groß, darf sie Pause machen beziehungsweise es lassen. Anders als wir es gelernt haben, dass wir an einer Sache dranbleiben müssen, bis wir eine Lösung finden.

Aufgaben, die darauf vorbereiten, gibt es in der Kita kaum. Und man kann sich auch nicht in der Gruppe abgucken, wie denn andere ein Problem gelöst haben. Auch die Teamfähigkeit wird ohne gemeinschaftliche Aufgaben nicht angeregt. Wenn sich alles um das Kind dreht, ist die Frage, wie es lernen soll, andere miteinzubeziehen. Wie soll es die Fähigkeiten erlernen, die ihm in Zukunft abverlangt werden?

Unabhängig von der Ausrede für alles – Corona – frage ich mich, warum heute nur in Ausnahmefällen und Ausnahmeeinrichtungen Inhalte mit *ein bisschen* mehr Anspruch vermittelt werden. Es muss nicht mal das „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern" von Hans Christian Andersen sein, so wie bei einer Freundin, die in den 80ern in den Kindergarten gegangen ist. Es muss auch nicht die engagierte Pädagogin sein, die im Kindergarten meiner Cousine aufwendig einen Tanz mit Kostümen einstudiert und aufgeführt hat, von dem die Kinder heute noch schwärmen. Es wäre schon schön, wenn zumindest einige Lieder und angeleitete Gruppenspiele implementiert würden.

Das ist nicht als Pauschalkritik am Freispiel gemeint. Es hat zweifellos großen Wert für die Entwicklung. Vielmehr geht es darum, einen Teil des Abgelegten wieder ins Repertoire aufzunehmen und den Kindern so mehr fürs Leben mitzugeben. Nicht um den Kindern etwas Überambitioniertes überzustülpen, sondern um ihnen etwas „Kostbares" und „Könnenswertes" mit auf den Weg zu geben. Dazu gehören auch Dinge, zu denen Kinder anfänglich keine Lust haben. Aus welchem Wissens-, Erfahrungs- und Technikenfundus sollen sie sonst schöpfen?

Natürlich bin ich der festen Überzeugung, dass die Erzieher und Erzieherinnen respektvoll und gut mit den Kindern umgehen, als Persönlichkeiten integer und menschlich gute Vorbilder sind. Ich weiß, dass sie tagtäglich Großes leisten. Dennoch finde ich, dass eine Chance verpasst wird, bei den Kindern eine Fülle an unterschiedlichsten Horizonterweiterungen anzulegen in einer Phase, in der es Antennen dafür gibt, besonders im Vorschulalter.

Deshalb möchte ich diesen Text in erster Linie als Anregung und Ermutigung verstanden wissen, um zu prüfen, was aus dem Sortiment pädagogischer und kreativer Möglichkeiten sinnvoller ist als uneingeschränktes und fortwährendes Freispiel.